Zeitschrift: Der Armenpfleger : Monatsschrift für Armenpflege und Jugendfürsorge enthaltend die Entscheide aus dem Gebiete des Fürsorge- und Sozialversicherungswesens

Herausgeber: Schweizerische Armenpfleger-Konferenz

Band: 60 (1963)

Heft: 2

Artikel: Publizität in der sozialen Arbeit [Schluss]

Autor: Hess-Häberli, Edith

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-836709

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Armenpfleger

Beilage zum
«Schweizerischen Zentralblatt
für Staats-
und Gemeindeverwaltung»

60. Jahrgang
Nr. 2 1. Februar 1963

Monatsschrift für Armenpflege und Jugendfürsorge
Offizielles Organ der Schweizerischen Armenpfleger-Konferenz
Mit Beilage: Eidgenössische und kantonale Entscheide
Redaktion: Dr. A. Zihlmann, Allg. Armenpflege,
Leonhardsgraben 40, Basel
Verlag und Expedition: Art. Institut Orell Füssli AG, Zürich
«Der Armenpfleger» erscheint monatlich
Jährlicher Abonnementspreis Fr. 13.–
Der Nachdruck unserer Originalartikel ist nur unter Quellenangabe gestattet

Publizität in der sozialen Arbeit

Von *Edith Hess-Häberli,* Zollikon ZH

(Schluß)

III. Die Fürsorgestelle und die Allgemeinheit

Wenn wir das so nebeneinander stehen sehen: die Fürsorgestelle einerseits, die Allgemeinheit anderseits, dann ist die Fürsorgestelle für uns so etwas wie ein guter alter Bekannter, ein persönlicher Freund, ja vielleicht sogar fast ein Stück von uns selber, jedenfalls eine Größe, mit der wir vertraut sind, die wir durch und durch kennen. Die sogenannte Allgemeinheit aber ist für uns zunächst gerade das Gegenteil: eine anonyme Masse ohne ausgeprägte Züge, mehr oder weniger fremd, unwirklich und verschwommen.

Wir können unsere Geschichte nicht einer anonymen Menge erzählen, wir können nicht ein fremdes Publikum für die Anliegen der sozialen Arbeit erwärmen. Wir spüren sogleich, daß wir etwas wissen müssen über die Leute, die in engeren und weiteren Kreisen unsere Fürsorgestelle umgeben: Wer sind sie eigentlich? Was wissen wir von ihnen? Weshalb interessieren sie sich für die Fürsorge? Wie tief oder wie oberflächlich ist ihr Interesse?

Unser Publikum wird realer und faßbarer, wenn wir es in kleinere Gruppen aufteilen, wenn wir verschiedene Kreise von Menschen zu unterscheiden suchen. Alle diese Kreise stehen, konzentrisch um sie angeordnet, in irgendeiner engeren oder weniger engen Beziehung zur Fürsorgestelle. Wir fangen hier mit der innersten Gruppe an, die unserer Arbeit am nächsten steht, und bewegen uns nach außen hin durch weitere Kreise mit abnehmender Intimität hin zum allgemeinen, nicht mehr differenzierbaren Publikum.

Kreis 1: Das Personal, die Behörde und das Komitee

In diesem Kreis spüren wir den Pulsschlag unserer Arbeit. Hier fangen die «public relations» an. Zuallererst müssen unsere Kollegen, unsere Sekretärinnen, Kanzlistinnen, Gehilfinnen, der Buchhalter, der Kassier, ja sogar der Abwart die Aufgaben und Ziele unserer Fürsorgestelle verstehen und bejahen und in der Lage sein, darüber korrekt Auskunft zu geben. Alle Mitarbeiter der Fürsorgestelle müssen sich mit den allgemeinen Funktionen identifizieren können; alle müssen den Klienten gegenüber eine Casework-Haltung einnehmen, casework-minded sein.

Das klingt zunächst vielleicht wie ein leicht übertriebenes Postulat, aber vergessen wir doch nicht, daß relativ viele unserer Mitarbeiter direkten Publikumsverkehr haben. Sie empfangen unsere Klienten, sie schreiben ihnen Briefe und nehmen ihre Telephonanrufe entgegen, sie zahlen ihnen Unterstützungen aus, sie kommen im Wartezimmer mit ihnen ins Gespräch oder müssen im Notfall sogar fürsorgerische Teilaufgaben erfüllen. Fehlt es ihnen an Verständnis oder Takt oder Geduld oder opponieren sie innerlich gegen das Vorgehen des Sozialarbeiters, so können sie großen Schaden anrichten. Doch auch abgesehen vom einzelnen Fall, mit dem sie in Berührung kommen: der Mitarbeiter, der in seinem Bekanntenkreis negativ über seine Fürsorgestelle spricht, der im Tram auf dem Weg ins Büro einem Mitfahrenden auf leicht schnoddrige Weise einen Fürsorgefall erzählt, oder im Autobus, wo ihm jeder über die Schultern gucken kann, Akten liest, schadet dem Ruf der Fürsorge ungemein. Was er sagt, hat besonderes Gewicht, weil er es ja wissen muß, weil er an der Quelle ist.

Umgekehrt vermag eine freundliche Telephonistin, die sich die Mühe nimmt, deutlich zu sprechen und leichtverständliche Erklärungen abzugeben, das Renommee einer Stelle wesentlich zu verbessern. Und eine Sekretärin, die einen täglich wiederkehrenden Klienten mit Grazie und Humor hinauszukomplimentieren versteht, ohne ihn zu verletzen, ist eine Gehaltserhöhung wert!

Wir können nicht damit rechnen, daß alle unsere Mitarbeiter die Fürsorge zum vornherein so sehen wie wir. Aber wir haben die Möglichkeit, sie dafür zu gewinnen und sie ein großes Stückweit in unser Denken und Handeln einzubeziehen. Ich könnte mir zum Beispiel denken, daß jedem neuen Mitarbeiter beim Stellenantritt ein kleines *Handbuch über die Fürsorgestelle* überreicht wird. Es müßte mehr sein als ein langweiliges Pflichtenheft oder eine Aufzählung von Gesetzesartikeln oder Statutenparagraphen. Es könnte zeigen, welche Aufgaben die Fürsorgestelle hat und wie sie diese löst. Die Chargenverteilung könnte geschildert, der Teamgeist gefördert werden. Es könnte zeigen, wie man sich beim Publikum beliebt macht. Es müßte jeden persönlich ansprechen, so daß er wüßte: ob ich nun als Oberfürsorger oder als bescheidene Schreibkraft da bin, es kommt auf mich an und man rechnet mit mir, jede kleine Arbeit muß mit Liebe und Sorgfalt erledigt werden.

Mitarbeiterkonferenzen für alle Personalkategorien. Fast in allen Fürsorgestellen gibt es Staff-meetings, bei denen die Fürsorger oder die Abteilungschefs unter sich sind. Es fragt sich aber, ob nicht auch Zusammenkünfte zu planen wären, bei denen das gesamte Personal über das Programm der Fürsorgestelle oder irgendwelche andere aktuelle Fragen orientiert würde. Denn jeder sollte, um ein wertvoller Mitarbeiter und guter Interpret zu sein, einiges mehr als seine eigene unmittelbare Teilaufgabe verstehen.

Schließlich ist zu fragen, ob nicht auch bei Fürsorgestellen so etwas wie ein *Personaltraining* für den Publikumsverkehr am Platze wäre. Ob es sich dabei um

eine eigentliche Schulung des Personals handelt oder mehr um formlose Gruppendiskussionen, ist nebensächlich. Wichtig ist nur, *daß* diese Probleme überhaupt gesehen werden und wir die Gestaltung des Publikumsverkehrs nicht einfach dem Zufall überlassen.

Wenn unsere Mitarbeiter die Fürsorge verstehen und bejahen und stolz auf «ihre Firma» sind, dann haben wir im Sektor «public relations» schon die halbe Arbeit geleistet.

Beinah in den gleich intimen Kreis wie unser Mitarbeiterstab gehört *die Behörde, das Komitee,* der Vorstand, der Stiftungsrat oder wie immer das Kollegium heißen mag, das Aufsicht und Führung inne hat. Es ist unsere Verantwortung, diese Leute in engem Kontakt mit unserer täglichen Arbeit zu halten. Wohl sind diese Frauen und Männer unsere Vorgesetzten, wohl bestimmen sie den Zweck und den Rahmen unserer Arbeit. Zugleich aber sind sie unser erstes Publikum. Unter dem Gesichtspunkt der «public relations» ist es eine wichtige Aufgabe, das Interesse und das Verständnis dieser Leute wachzuhalten, denn gutinformierte Behörde- und Komiteemitglieder tragen in ihren unformellen täglichen Kontakten viel fürsorgerisches Gedankengut hinaus und vermögen eine gewichtige Interpretationsaufgabe zu erfüllen.

Kreis 2: Die freiwilligen Helfer

Der freiwillige Helfer muß ein überdurchschnittliches Wissen in fürsorgerischen Belangen haben. Wir sollten ihm über die Fürsorge im allgemeinen und unsere Fürsorgestelle im besondern mehr mitteilen, als was er für die Erfüllung seiner Aufgabe zu wissen braucht, ja vielleicht sogar so viel als er überhaupt absorbieren kann.

Viele Fürsorgestellen haben eine Tendenz, freiwillige Helfer nur von Fall zu Fall zu suchen. Wenn sie einen Vormund benötigen, suchen sie einen einzigen Vormund; benötigen sie eine Pflegefamilie, so halten sie Ausschau nach Pflegeeltern, die sich für die Aufnahme eines bestimmten Kindes eignen. Normalerweise werden diese Helfer auch einzeln in einem Gespräch auf ihre Aufgabe vorbereitet. Wenn sie ihren Auftrag übernommen haben, besteht die Gefahr, daß wir sie vergessen. Wir übersehen leicht, daß eine dauernde Verbindung mit uns objektiv und subjektiv nötig ist.

Die Informierung freiwilliger Helfer über die Sozialarbeit ließe sich mit Vorteil methodischer, einheitlicher, wirksamer und – das möchte ich besonders betonen – rationeller, ökonomischer gestalten. Es würde sich zum Beispiel lohnen, für alle Kategorien freiwilliger Helfer *gedrucktes oder vervielfältigtes Material* bereitzuhalten. Flugblätter, Prospekte über die Fürsorgestelle und ihr Bedürfnis nach freiwilligen Mitarbeitern, Wegleitungen und Handbüchlein aller Art könnten vorzügliche Dienste leisten. Der Interessent kann sie mit nach Hause nehmen, in aller Ruhe studieren und sich einen allgemeinen Überblick verschaffen; sein Gespräch mit dem Fürsorger könnte dann auf den konkreten Fall beschränkt bleiben oder für allfällig notwendige Ergänzungen benützt werden. Zudem hat Geschriebenes den Vorteil, daß man es später bei Bedarf wieder konsultieren eventuell auch weitergeben kann. Es gibt auch bei uns bereits einzelne Wegleitungen und dergleichen. So hat zum Beispiel der Verein zürcherischer Gemeinderatsschreiber und Verwaltungsbeamter kürzlich eine «Wegleitung für Vormünder» herausgegeben und Pro Juventute Handbüchlein für Pflegeeltern und Pflegekinderbetreuerinnen. Es wäre aber auch denkbar, eine Anleitung für vormundschaftliche Aufsichtsorgane

zu schreiben oder ein Merkblatt für Arbeitgeber von Fürsorgeklienten. Dabei ist es freilich von großer Bedeutung, einen gut verständlichen, flüssigen Stil zu schreiben und für alle Drucksachen eine ansprechende und wenn möglich illustrierte Aufmachung zu finden.

Weiter stellt sich die Frage, ob wir freiwillige Helfer nicht gruppenweise *informieren und instruieren* könnten. Abgesehen vom geringeren Zeitaufwand wäre ein solches Vorgehen auch empfehlenswert, weil es freiwillige Helfer unter sich in Kontakt kommen läßt, was zu einem wertvollen Gedankenaustausch führen kann. Ihre eingleisige isolierte Beziehung zur Fürsorgestelle würde ergänzt durch das Erlebnis, einem Kreis von Mitbürgern mit ähnlichen Interessen anzugehören.

Freiwillige Helfer sind die besten Interpreten der sozialen Arbeit nach außen – sie schlagen eine Brücke zwischen der beruflichen sozialen Arbeit und der Allgemeinheit. Einerseits denken und reagieren sie wie Laien, anderseits werden sie ständig mit der beruflichen Auffassung sozialer Probleme konfrontiert. Sie sind wie vielleicht kein anderer Kreis berufen, tiefeingesessene Vorurteile zu entwurzeln und für neue Ideen zu werben.

«Wie man freiwillige Helfer gewinnt», ist eine Seite, die andere ist: «Wie man freiwillige Helfer behält». Wie jede mitmenschliche Beziehung will auch die *Beziehung zum freiwilligen Helfer gestaltet und gepflegt* werden. Gute Beziehungen schaffen wir, indem wir freiwilligen Helfern die Aufgaben zuzuweisen verstehen, die ihnen wirklich liegen und die sie ohne allzu große Anstrengung bewältigen können, ferner durch Anerkennung ihrer effektiven Leistungen, durch Beratung, wann immer sie gewünscht wird, durch praktische und psychologische Unterstützung. So wenig wie wir in der Arbeit mit unsern Klienten erst dann auftauchen, wenn die Schwierigkeiten ihren Höhepunkt erreicht haben, so wenig sollten wir den freiwilligen Helfer allein lassen, bis das Faß überläuft.

In erster Linie wird der für den Fall verantwortliche Fürsorger diese Beziehung pflegen. Darüber hinaus kann aber die Fürsorgestelle als solche den Status des freiwilligen Helfers heben, in dem sie seine Leistungen auch nach außen hin ins Licht stellt. Ich habe bei einer amerikanischen Fürsorgestelle gesehen, daß jeder Pflegemutter nach zwei Jahren Mitarbeit ein hübsches Diplom mit einem Dankesbrief der Direktion zugestellt wird. Eine andere Jugendfürsorgestelle lädt jedes Jahr einmal sämtliche Pflegemütter zu einem *Tee* in einem schönen Lokal ein, wobei sie nicht unterläßt, die Presse zu benachrichtigen. Tags darauf liest man dann in seinem Blatt mit Genuß einen illustrierten Bericht und die öffentliche Meinung, Pflegemutter zu sein sei ein schöner und erstrebenswerter Job, verdichtet sich.

Wir müssen auf den freiwilligen Helfer zählen können. Sagen wir's ihm doch, wie froh wir um ihn sind, bemühen wir uns um ihn, hegen und pflegen und hätscheln wir ihn: er wird's uns lohnen durch gute Arbeit, er wird seine Freunde anregen, auch etwas zu tun, und er wird mit dafür sorgen, daß mehr Leute für ihre benachteiligten Mitmenschen das Gleiche wünschen wie wir.

Kreis 3: Die Klienten

Auch im Umgang mit unseren Klienten bieten sich viele Möglichkeiten der Interpretation. Wir erklären, unter welchen Voraussetzungen wir helfen können, wie wir helfen und welchen Anteil der Klient selber zu leisten hat. Wir versuchen, Furcht zu zerstreuen, Verlegenheit zu vermindern, Aggressionen abzubauen, um eine gute Beziehung des Klienten zur Fürsorgestelle zu schaffen.

Die Art und Weise, wie wir unsere Funktionen interpretieren, drückt unsere ganze Einstellung zu den Klienten aus. Wir können von oben nach unten reden oder auf gleicher Ebene. Wir können einfache Dinge durch unsern Berufsjargon komplizieren oder aber unserem Klienten komplizierte Dinge in zweisilbigen Wörtern seines Vokabulars erklären. Unsere Auskünfte können aufmunternd oder prohibitiv wirken. Wir können einen Klienten kaltblütig eine Stunde warten lassen, ohne uns zu entschuldigen, oder im Umgang mit ihm gleich höflich sein wie mit unserm Chef. Ton wie Inhalt dessen, was wir sagen, werden die Einstellung des Klienten zur Fürsorgestelle beeinflussen.

Auch der Klient hat Möglichkeiten, nach außen zu wirken. Der zufriedene Klient, der «gut bedient» worden ist, wird mit Achtung von der Fürsorge sprechen und sie weiter empfehlen, der unzufriedene wird sie willentlich oder unwillentlich in Mißkredit bringen.

Irgendwie müssen wir uns heute auch bei potentiellen Klienten beliebt machen. Zwar leidet niemand von uns an Unterbeschäftigung, niemand reißt sich um neue Fälle. Wir sind aber daran interessiert, daß Menschen in Schwierigkeiten frühzeitig und freiwillig zu uns kommen, daß sie möglichst unbefangen von den Fürsorgeinstitutionen Gebrauch machen. Je besser die Fürsorge im allgemeinen gesellschaftlichen Leben integriert ist, um so größer ihre Wirksamkeit. Man kann sich fragen, ob gewissen Fürsorgestellen, die sich nicht zum vornherein allgemeiner Beliebtheit erfreuen, vielleicht sogar etwas Reklame für sich machen sollten. Warum auch nicht? Allerdings unter einer Bedingung: die Wirklichkeit muß halten, was die Reklame verspricht!

Kreis 4: Pfarrer, Lehrer, Ärzte

Da ursprünglich die Kirche Träger der Fürsorge war und sich in theologischer Schau Fürsorge und Seelsorge nicht voneinander trennen lassen, zeigen manche *Pfarrer* eine gewisse Zurückhaltung in der Anerkennung der konfessionell neutralen sozialen Arbeit. Es wäre unfair, ihnen die ganze Schuld an diesem Zustand in die Schuhe schieben zu wollen; ein wesentlicher Teil dieser Schuld ist auf unser Konto zu buchen. Aus der Praxis könnten wir alle wohl von unterschiedlichen Erfahrungen berichten. Nicht immer kommt es zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit zwischen Fürsorger und Seelsorger. Warum setzen wir uns mit ihnen nicht einmal an den gleichen Tisch und diskutieren über die Frage Seelsorge/Fürsorge? Eine *Tagung* auf lokaler oder kantonaler Basis mit zwei grundlegenden Referaten und Diskussionen in Arbeitsgruppen könnte wesentlich zu gegenseitigem Verstehen beitragen. Keiner braucht dem andern das Wasser abzugraben, aber Grenzziehungen sind im Interesse der hilfsbedürftigen Menschen nötig und schaffen die Voraussetzung zu sinn- und planvollem Helfen.

Und wie steht es mit der *Lehrerschaft?* Sie ist in der Jugend- und Familienfürsorge ein gewichtiger Faktor. Lehrer können uns als Anzeigesteller und Auskunftspersonen unvergleichliche Dienste leisten; sie erfüllen sodann in vielen Fällen Aufgaben eines freiwilligen Helfers und stehen nicht selten als ausgleichender Mittler zwischen Fürsorge und Klientenfamilie. Der Lehrer hat auch heute noch, vielleicht eher in ländlichen als in städtischen Verhältnissen, eine gewisse Autorität in der Gemeinde und eignet sich deshalb sehr gut, sein Wissen und seine Überzeugung bezüglich fürsorgerischer Belange weiterzutragen. Ich glaube, es würde sich lohnen, sich einmal generell um die Lehrer zu bemühen. Das könnte zum Beispiel damit anfangen, daß man sämtlichen Lehrern einer Stadt ein

Merkblatt über die verschiedenen Jugendfürsorgestellen und ihre Aufgabenbereiche überreicht. Man könnte auch eine *Meinungserforschung* unter der Lehrerschaft über die Frage der Jugendfürsorge auf lokaler Basis veranstalten und von daher dann eine systematische Informierung der Lehrer planen. Der Möglichkeiten zeigen sich viele, sobald wir uns mit dem Problemkreis überhaupt zu beschäftigen beginnen.

Und die «public relations» mit den *Ärzten?* Natürlich sind sie alle überlastet. Gerade deshalb sollten sie wissen, wie die Fürsorge arbeitet, dann können sie uns ihre Patienten richtig zuweisen. Viele Probleme, die nach fürsorgerischer Behandlung rufen, werden zuerst in der Sprechstunde des Arztes sichtbar und spürbar: ledige Mütter, unglücklich verheiratete Männer und Frauen, nervöse Mütter, Eltern mit Schwierigkeiten in der Kindererziehung usw. usw. ziehen den Arzt ins Vertrauen. Dieser kann sich jedoch nicht mit allen Problemen befassen. Er sollte von uns mindestens so mit Angaben über die Fürsorge ausgestattet sein, daß er die Weichen richtig stellen kann. Darüber hinaus wäre es wünschenswert, wenn man einzelne Gruppen von Ärzten stärker an der Fürsorge interessieren könnte, etwa Ärzte der Polikliniken oder Assistenzärzte psychiatrischer Kliniken u. a. m.

Kreis 5: Die Gönner

Private und halbprivate Fürsorgeorganisationen beziehen ihre Mittel unter anderem von einem Kreis von Mitgliedern mit einem festen oder einem Mindestbeitrag pro Jahr; sie stützen sich ferner auf ihre Gönner oder gelangen periodisch an einen Kreis ausgewählter Mitbürger, um sie für ihre Arbeit zu interessieren und zu Spenden zu veranlassen.

Bettelbriefe so zu verfassen, daß der Empfänger sich mit Freude an einer Sammlung beteiligt, ist eine Kunst, die man lernen kann. Es ist meines Erachtens besonders wichtig, daß wir nicht an die Schuldgefühle und das schlechte Gewissen der Wohlhabenden appellieren, sondern das, was mit dem Geld getan werden kann, möglichst überzeugend und farbig schildern. Populär aufgezeichnete *Einzelfälle* können dabei gute Dienste leisten. An Stelle eines langweiligen Budgets könnte man zeigen, *was ein Fall kostet* oder umgekehrt: *was die Fürsorgestelle mit einem bestimmten Betrag anfangen kann.* Wenn die benötigten Tausende von Franken in kleinere Posten unterteilt werden, wenn möglich in solche, die ein einzelner bewältigen kann, wird das Ganze leichter faßbar. Bei großen Kampagnen zum Beispiel in Entwicklungsländern wird nicht gesagt: «UNICEF benötigt 10 Millionen Franken, um unterernährten Kindern in Indien zu helfen», sondern: «Wir bitten Sie um einen Franken. Damit kann UNICEF einem unterernährten Kind in Indien drei Tagesrationen Milch verabfolgen.» Oder die Kirchgemeinde, die im Rahmen der Aktion «Brot für Brüder» für die Volksküchen in Honkong sammelte, sagte nicht einfach: «Wir wollen hundert- oder zweihunderttausend Franken zusammenbringen», sondern: «Fr. 500.– reichen aus, um eine Flüchtlingsfamilie in Hongkong während eines ganzen Jahres mit Zusatzrationen von Reis und Kondensmilch zu versorgen.» Diese Art konkretester Angaben ist in der Einzelfürsorge nicht ganz einfach zu bestimmen. Aber irgendein Weg läßt sich finden, um dem Geldgeber zu zeigen, was wir mit seiner Spende tun können.

Und wie halten wir es mit dem *Dank?* Viele Organisationen geben auf der Rückseite des Einzahlungsscheines an, daß sie normalerweise auf eine Verdankung verzichten, um die Spesen niedrig zu halten. Das mag in manchen Fällen richtig sein. Sobald wir aber mehr als nur Geld brauchen, nämlich auch einen

Kreis treuer Freunde, die zu uns stehen, empfiehlt es sich, ihnen Jahresberichte zu schicken oder kleine Bulletins über die Tätigkeit der Fürsorgestelle oder einen Neujahrsgruß. Auch wenn das alles gedruckt oder vervielfältigt und etwas schematisch versandt wird, gibt es dem Empfänger doch das Gefühl, «dazuzugehören». Es ist eine gute Praxis, seiner Gönner nicht nur dann zu gedenken, wenn man Einzahlungsscheine verschickt.

Kreis 6: Die anonyme Öffentlichkeit

Das ist die große Menge, die Zeitungen, Plakate und Anschläge liest, Radio hört und ins Kino geht. Es sind alle die, die wir nicht näher kennen, die keine – noch keine! – ausgeprägte Beziehung zur Fürsorge haben. Dieses allgemeine Publikum ist indessen mehr oder weniger durchsetzt von Gliedern der vorgenannten Gruppen, von Menschen, die zur Fürsorge oder einzelnen Fürsorgezweigen bereits eine umrissene Beziehung haben. Diese geben in irgendeiner Form ihr Wissen und ihre Einstellung zur Fürsorge weiter – durch sie erreichen wir *indirekt* das breite Publikum, dessen mittragendes Verständnis und dessen Mitarbeit wir wünschen.

Aber auch der *direkten* Wege sind viele. Welche Chance, in einem einzigen Arbeitsgang, durch einen einzigen *Zeitungsartikel* etwa, Hunderte oder Tausende von Menschen zu erreichen! Auch hier stehen uns unendlich viele Möglichkeiten offen, auf die wir jetzt nicht eingehen können. Wir wollen aber auch die Schwierigkeiten nicht verschweigen. Sie sind größer als in bezug auf unsere ersten 5 Kreise.

Eine grundsätzliche Schwierigkeit besteht darin, daß der Sozialarbeiter, der sein Gebiet beherrscht, nicht unbedingt zugleich journalistisch begabt ist, respektive daß der Journalist nicht unbedingt mit unserer Materie genügend vertraut ist, um sachlich richtig über die Sozialarbeit zu schreiben. Es gibt aber zweifellos sozial interessierte Zeitungsleute, die sich gerne eingehender mit der sozialen Arbeit befassen würden. Eine Möglichkeit ist darin zu sehen, solche Journalisten in Komitees und Vorstände zu wählen. Dann haben wir beides: die journalistisch ansprechende Berichterstattung und Werbung und die Einsicht des Berichterstatters in die wesentlichen Ziele und Methoden unserer Arbeit.

Eine andere grundsätzliche Schwierigkeit besteht darin, daß die Presse auf das Außergewöhnliche angewiesen ist. In der Fürsorgearbeit ist das Außergewöhnliche aber meist das Negative. Daher werden Berichte über Pflegekinder- und Anstaltsskandale mit mehr Interesse gelesen als Abhandlungen über irgendein soziales Werk und seine alltägliche Tätigkeit. Es wäre zu prüfen, ob nicht auch erfolgreiche Einzelfälle ausgewertet werden könnten, denn im andern Falle entsteht ein unrichtiges Bild. In Wirklichkeit ist es doch so, daß unvergleichlich mehr Fürsorgefälle positiv verlaufen und negative oder durch Versagen der Fürsorge gar katastrophale Verläufe die Ausnahme bilden.

Auch *Radio und Fernsehen* bieten uns eine Reihe schöner Möglichkeiten. Riesenerfolge wie die Glückskette mit der Bettenaktion können wir für weniger spektakuläre Aufgaben allerdings nicht erwarten. Aber Interviews mit Fachleuten und ähnliches über aktuelle Fragen der Fürsorge würden doch das Verständnis vertiefen und die gemeinschaftliche Verantwortung und Hilfsverpflichtung stärken.

Ich möchte schließen mit dem Wort eines sozial interessierten und orientierten Zeitungsmannes; das für alle Formen der «public relations» Geltung hat:

«Seien wir bei solchen Publikationen nicht zu ängstlich bezüglich der Form und Aufmachung. Die Nüchternheit des Berichtes, des Werbetextes und der Reportage ist noch kein Erweis für die Würde der besprochenen Sache. Wir dürfen, um gesehen und gelesen zu werden, ruhig etwas in Sensation machen. Es gibt eben auch *eine Sensation des Guten.* Und das wurde zu lange übersehen.» (Heinrich Bütler, Redaktor der Zuger Nachrichten, Zug, in: Zeitschrift für Gemeinnützigkeit, Heft 2/3 1955.)

Kantone

Basel. Hilfsverein für Deutsche. Der Verein feiert sein 100jähriges Bestehen. Da die meisten Mitglieder längst Schweizer geworden sind, wurde vor wenigen Jahren der Name «Deutscher Hilfsverein» fallen gelassen. Der Jahresbericht pro 1961 enthält einen kurzen Rückblick über das vergangene Jahrhundert. Er erinnert vor allem auch an die turbulente Zeit des Nationalsozialismus, der seine Hand auch auf die deutschen Hilfsvereine in der Schweiz ausstreckte. Von den 31 deutschen Hilfsvereinen, samt dem Zürcher Vorort, gerieten alle außer jenem von Basel unter die Botmäßigkeit des nazistischen Reiches. Dem Basler Hilfsverein gelang es, sein Vermögen in eine Stiftung zu überführen und damit dem Zugriff Deutschlands zu entziehen. Er paßte sich auch hinsichtlich der Unterstützungspraxis der neuen Ordnung nicht an.

Der Hilfsverein bezweckt, Deutschen in Basel, die in Not geraten sind, mit Rat und Tat beizustehen. Die Rechnung pro 1961 weist Fr. 21 706.– Einnahmen und Fr. 19 004.– Ausgaben nach. Die im Bericht abgedruckten Statuten sind von vorbildlicher Kürze.

Wallis. Der Kanton Wallis hat den Beitritt zum Konkordat über die wohnörtliche Unterstützung erklärt. Der Bundesrat hat für den Beginn der Wirksamkeit des Konkordates zwischen dem Kanton Wallis und den übrigen Konkordatskantonen den 1. Juli 1963 festgesetzt.

Von dieser Nachricht nehmen die schweizerischen Armenpfleger mit Freude und Genugtuung Kenntnis. Von den 25 schweizerischen Kantonen und Halbkantonen gehören nun 21 zum Konkordat. Zur Zeit fehlen noch die Kantone Appenzell Außer-Rhoden, Genf, Thurgau und Zug.

Literatur

MEYERHOFF HORST. *Begegnung, Liebe, Bindung.* Gründe und Hintergründe der geschlechtlichen Partnerwahl. 169 Seiten, Leinen Fr. 13.50. Verlag Ernst Reinhardt, München/Basel 1961. Das interessante, wissenschaftlich begründete Werk kann dem Eheberater, dem Psychiater, dem Erzieher, Seelsorger und Soziologen wertvolle Dienste leisten. Der Verfasser berichtet in klarer Form über die scheinbar instinktiven Verhaltensregeln bei der Wahl der Ehepartner, die aber oft in tiefenpsychologischen Vorgängen begründet sind. Anhand der sogenannten Schicksalsanalysen (nach Szondi) versucht der Autor zu zeigen, was zwei Menschen zu Ehegatten zusammenführen kann. Wir erfahren zum Beispiel, daß die Wahl des Geschlechtspartners wohl nie eine «freie» Wahl sein kann. Triebfaktoren, die der Mensch von seinen Ahnen übernommen hat, spielen eine Rolle. Die Entscheidung für die Partnerwahl kann aber auch durch unbewußte Nachwirkungen früherer Erfahrungen beeinflußt sein. In einem Schema wird eindrücklich gezeigt, daß verschiedene Faktoren die Gattenwahl in die ihr eigentümliche Richtung zu drängen suchen. Anlage und Erlebnisschicksal, so schreibt der Verfasser, formen das «komplexe Bedingungsgefüge» der Partnerwahl. Zum Schluß dieses außergewöhnlichen Buches berichtet der Autor über die Konfliktsituation, in welcher der Mensch zwischen Trieb und freier Einsicht die Partnerwahl treffen kann.